

Vorwort

Du, den ich in diesem Jahrhundert gewollt habe, in dieser Zeit, in diesem Augenblick der Erde.

(Gabrielle Bossis, Er und Ich, Band III, S.59).

Und wenn du der Fülle aller meiner Wohltaten seit deiner Geburt gedenkst ...

(Gabrielle Bossis, Er und Ich, Band II, S.35).

Siehst du meinen Teil in deinem Leben? Du erkennst nicht immer meine Hand. Keine Führung gleicht der anderen.

Dein großer Freund lenkt dein Leben.

Vergiss es nie.

(Gabrielle Bossis, Er und Ich, Band III, S. 83).

Glaube fest daran: Alles bleibt vor mir bestehen wie ein unauslöschliches Denkmal, auch wenn du selbst es vergessen hast. Bist du imstande, dir dein ganzes Leben zurückzurufen?

Ich, ich kenne es, Minute um Minute, denn alles ist mir gegenwärtig. (Gabrielle Bossis, Er und Ich, Band II, S. 61)

Anmerkung: Die mit »Er« oder »Er und Ich« eingeleiteten Zitate im Buch sind Sätze, die Gabrielle Bossis (1874–1950) als Worte von Jesus (0–33) hört und glaubend niederschreibt. (Patmos Verlag). Unter »G. B.« (Gabrielle Bossis) und Band und Seite wird die Textstelle angegeben, die in einem der drei Tagebuchbände zu finden ist.

Foto

Auf meinem Schreibtisch lehnt seit Jahren ein Schwarzweißfoto, das ich schon lange nicht mehr wirklich sehe. Aber jetzt hatte ich die Idee, dieses Foto zum Ausgang meiner Erinnerungen zu machen. Und so schaue ich es nicht nur an: Ich möchte mich vertiefen in die ganze Geschichte, die mit dieser Fotografie für mich zum Vorschein kommt.

Ich sitze als etwa Fünf- oder Sechsjähriger zwischen Mama und Papa auf der Bank vor dem alten Bauernhaus, in dem Papa als Junglehrer die erste Mietwohnung für uns gefunden hatte.

Die rechte Bildhälfte gibt den Blick frei hinüber zur anderen Talseite vom Partener »Loch«. Es ist das Talende vom Montafon.

Seit 50 Jahren ist dort die Mautstelle für die Silvretta-Hochalpenstraße. Vorne rechts der Brunnen mit dem eisernen Wasserhahn; man sieht das Wasser in den Steintrog fließen.

Die Vermieterin, das war für mich die »Tante Ilga«, verwitwete Descher, mit Tochter Marlies und Sohn Armin. Ihr Mann war noch 44/45 gefallen an der Eismeerfront. So hatte sie begonnen, das »Guflgut«, ihr »Heimat«, mit den zwei halberwachsenen Kindern allein zu bewirtschaften: das Erbe von »Söfa«, ihrer Mutter, geborene »Kasper« aus St. Gallenkirch.

Heute, am 1. August 2020, habe ich dieses Haus meiner Kindheit zum ersten Mal seit einer Ewigkeit wieder besucht! Mathilde, die Nachbarin im Guflgut und Schwiegermutter meines Bruders, hatte mir empfohlen:

Schau doch hin zu deiner ersten Heimat und zum Sohn von Marlies, dem Enkel von Ilga! Du wirst sehen, wie gründlich dieser Albert die beiden alten Häuser renoviert!

Ich hab's gemacht und bin freundlichst begrüßt worden von diesem Albert und seiner Frau, die gestaunt haben, dass ich da in dem Haus ihrer »Ahna Ilga« meine ersten sechs Lebensjahre gelebt habe. Wir

hatten uns noch nie gesehen; ja, er hatte gar nicht gewusst von diesen damaligen Mietern.

Auf dem besagten Schwarzweiß-Foto etwa aus den Jahren 1950/51 habe ich kurze Lederhosen an, wie damals jeder Bub mit meinem Alter. Fast könnte ich sie noch spüren: Das weiche Leder an den Oberschenkeln und die Hosenträger.

Alle Drei schauen wir gehorsam zum Fotografen. Wer uns da wohl fotografiert hat.?

Papa

... hatte offensichtlich damals schon Sinn für Eleganz gehabt. Er trägt eine schmale Krawatte und braune Samtschuhe mit gelochtem Muster an der Oberseite und eine helle Sommerhose. Vielleicht ist er grad von der Schule heimgekommen.

Dabei ist Opa, also Papas Vater, unendlich entfernt gewesen von jeder Mode. Ende der zwanziger Jahre ist er als Stollenarbeiter aus dem obersteirischen Murau ins Montafon nach St. Gallenkirch gezogen zusammen mit Oma und den beiden Kindern: Papa und Onkel Edi.

Und Mama?

Sie hat auf dem Foto ein Alltagsdirndlkleid an und lächelt freundlich – so wie sie immer gelächelt hat. Das Dirndl gehörte freilich nicht zu ihrer Herkunft. Mama stammt aus Freiberg im Erzgebirge. Das ist ein kleines Städtchen in Sachsen.

Später ist sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester »Tante Liane« nach Dresden gezogen. Opa hatte eine Stelle beim Ministerium, die er aber in den Anfängen der »DDR« wegen einer kritischen Bemerkung abgeben musste. Er sei dann Portier gewesen. Und Liane, auch

»Tante Micki«, war Kostümschneiderin bei der DEFA, diesem ehemals berühmten Filmzentrum Babelsberg in Ostberlin.

Aber wie kommt die kleine Sächsin, 1923 geborene »Schindler« im Jahre 1945 hinein ins hinterste Dorf am Ende vom Montafoner-Tal?

1943 hatte auch die »Helga Schindler« ins »Pflichtjahr« einzurücken.

Und weil sie von Zuhause einmal möglichst weit weg wollte, landete sie im Tiroler Stubaital bei einem Bauern namens »Falbesoner«, rechter Hand oberhalb von Neustift.

40 Jahre später sind Mama und ich einmal auf Besuch gewesen bei den erwachsenen Kindern dieser Familie, denen sie damals Kindermädchen war. Sie konnten sich noch erinnern.

Mama – aus dem Jahrbuch 1943:

... Der Tag meiner Abreise von Dresden war gekommen. Neustift im Stubaital hieß mein Reiseziel, und dahin eilten meine Gedanken voraus, während die letzten Vorbereitungen für die große Reise getroffen wurden und Abschiedsstimmung aufkam. Reisen, fremde Länder und Menschen kennenlernen – das war schon immer meine Sehnsucht. Und endlich sollte es in die Ferne gehen; sie lockte und rief: Komm zu mir und blättere in dem Buch der Welt und des Lebens! Wer könnte da traurig sein, auch wenn er ein geruhssames Leben aufgibt und es mit einem Sichbehauptenlernen eintauscht. Wie recht hat Goethe, als er im Tasso die Worte prägt:

»Ein edler Mensch kann einem engen Kreis nicht seine Bildung danken. Vaterland und Welt muss auf ihn wirken. Ruhm und Tadel muss er ertragen lernen.«

Was für eine gebildete junge Frau Mama da schon war! Und wie sie »schreiben« konnte!

... Und so schreibt sie nach diesem Jahr wie eine Dichterin und Philosophin:

Meine Erinnerung an das vergangene Jahr, das ich in Tirol erlebte, verknüpft sich aufs Engste mit den Bergen. Und wenn ich von meinen Erlebnissen berichten will, dann muss ich mit den Bergen beginnen, denn sie waren mein größtes Erlebnis, in das sich alles andere einfügt. Ein Loblied der Berge will ich singen! Nirgends ist uns die Natur näher, und nirgends erscheint sie uns so gewaltig wie in den Bergen. Je höher, desto näher dem Himmel, heißt es.

Und das ist wahr, wenn ich dieses Näherkommen so empfinde, dass mit jedem Schritt aufwärts der Blick geweitet wird für die Schönheit und Erhabenheit der Bergwelt.

Man muss von tiefer Dankbarkeit für den Schöpfer erfüllt werden, der diese Welt schuf und uns dazu mit Augen ausstattete, sie zu sehen.

Ob im Sommer- oder Winterkleid – die Berge werden deine Liebe gewinnen, dessen bin ich sicher.

Es sei denn, du bist ein gemütsarmer Mensch, dem echtes Verständnis für Schönheit fehlt. Aber solche Menschen sind wohl selten.

Wen bewegte nicht eine klare Winternacht im Gebirge!

Die Berge stehen im Glanz des Mondes, der Schnee strahlt sie wider, und es ist, als leuchteten sie von innen heraus. Und über diesem Leuchten: ein strahlender Sternenhimmel.

Unbeschreiblich ist ein solcher Anblick!

Wer meine Empfindungen nachfühlen will, muss selbst einmal aus der Großstadt und aus dem Flachland fliehen – hinauf ins Gebirge – und dort mit den Bergen leben, damit sie ihm lieb und vertraut werden wie gute Freunde.

Bringe ein offenes Herz mit, und die Bergwelt wird sich dir in aller gewaltigen Schönheit erschließen!

Und auf der letzten Seite:

Heiß stieg es mir in die Augen, als ich im Morgengrauen das Tal verließ. Zum letzten Mal umfasste mein Blick das liebe, stille Bergdörfchen mit den stolzen, schneegekrönten Bergen und versprach ihm heimlich ein Wiedersehen. Wann wird das wohl kommen?

Dann richtete sich mein Blick der Heimat zu. Reich beschenkt von unaussprechlichem Erleben, sah ich sie wieder ...

Wie erstaunlich, dass sie ihre Gedanken und Gefühle so innig zum Ausdruck bringt – und das auch niederschreiben wollte!

Aber warum kommt Helga Schindler dann 1944/45 nach Vorarlberg, ins Montafoner Tal?

Diese Tiroler Berge hatten sie so tief berührt, dass sie die nächste Gelegenheit nutzen wollte, wieder nach Tirol zu kommen.

Und die war sofort gegeben: Lehrer waren noch im Krieg, es wurden Lehrerinnen gesucht im »Reich«. Helga Schindler hatte gemäß der reichsdeutschen Schulbehörde als gelernte Bankkauffrau das Zeug dazu.

Doch sie wurde nach Vorarlberg geschickt, nicht nach Tirol – und zwar, als sei es so vorgesehen, in das drittletzte Nest in diesem Montafoner Tal, nach Gortipohl, mit einer einklassigen Volksschule!

Und wie in allen Tälern der Welt reden die Leute auch im Montafon – und erst recht in diesem Gortipohl – den Dialekt des Tales, von dem die junge, schöne Sächsin (wie Fotos von Mama zeigen!) zunächst kaum ein Wort versteht.

Aber auch in Gortipohl sollten die Kinder Schriftdeutsch lernen, und das nicht nur wegen »Deutschland«. Mama selbst hat den Dialekt später immer besser verstanden, ihn jedoch nie gesprochen. Ich kann mich aber auch nicht erinnern, dass Mama »gesächzelt« hätte. Für die meisten Leute war und blieb sie ihr Leben lang die »Frau Mathei«.

So hat der »Anschluss« Österreichs auch diese junge Frau auf einen Lebensweg geführt, den sie niemals hätte voraussehen können – geschweige denn wünschen oder planen.

Wie das?

Rudolf Mathei hat gerade die »LBA« bestanden und ist als Junglehrer angestellt worden, nachdem auch er, als Jahrgang 1925, zuvor noch einrücken sollte – nach Ungarn. Ein Granatsplitter hat seine linke Hand bleibend beeinträchtigt.

Jetzt erst, im Zuge dieser Niederschrift, fällt mir auf, dass ich nichts darüber weiß, wie meine Eltern einander kennengelernt haben und wie und wo die Hochzeit war. Ich hatte allerdings auch nie gefragt. Und welche Eltern erzählen ihren Kindern von sich aus, wie sie einander kennen- und lieben gelernt haben?

Nur so viel hatte ich gehört, dass sie still und heimlich geheiratet haben – vor dem Pfarrer, der mich getauft hat und bei dem ich später Erstbeichte und Erstkommunion empfang.

Warum still und heimlich? Weil eine konfessionsverschiedene Trauung damals noch selten war und ungewohnt, ja vielleicht für manchen Katholiken ein Ärgernis.

Mama war evangelisch, Papa katholisch.

Was die Eheschließung wiederum erleichtert hat – ich nehme das heute so an –: Papa war von seinen steirischen Eltern her nicht in einer streng katholischen Tradition aufgewachsen. Die Steirischen waren damals eher Rote, Sozis, besonders die Arbeiterschaft.

Und Mama?

Ich glaube, sie hat ihre erste katholische Messe beim Begräbnis von Papa mitgefeiert, 1979. Und dann mit ihrem wohl ersten Kommunionempfang bei meiner Primiz 1990!

Aber ich weiß noch gut: Mama hat mich und dann auch meinen Bruder Rainer »katholisch« zu den Schul- und Sonntagsmessen in die Kirche geschickt.

Und beide waren wir Ministranten. Doch da waren wir schon nach Gaschurn gezogen, wo Papa den Posten des Schulleiters bekommen

hatte – obwohl er damals sicher kein »Schwarzer« war, sondern ein »Roter«. Aber eben ein berufener Lehrer.

Was ist doch eine Fotografie etwas Bedenkenswertes!

Ein Moment im Fluss des Lebens, von außen festgehalten. Die Gegenwart eines Augenblicks – so, wie jetzt Gegenwart ist, wo ich das schreibe und du das liest.

Jesus sagt: Immer ist Jetzt.

Und er sagt: Lebe in der Frömmigkeit des gegenwärtigen Augenblicks ... Nimm ihn als heilig an ...

Und dieser Bub, der – ähnlich wie Mama – freundlich zum Fotografen hinschaut, der »bin« also ich. Derselbe, der auch heute »Ich« sagt und auf die bisherige Geschichte dieses Buben schauen will.

Wie und was bin ich geworden? Auf welchem Weg?

Fotografie ...

Wie hätte ich mir damals, im Moment meines Fotografiert-Werdens, schon bewusst machen können, dass ich siebzig Jahre später mich selbst auf diesem Foto als »diesen Bub« anschauen würde – wie frei-lich auf all den Fotos, die jemand von mir gemacht hat über die Jahrzehnte.

Später wird eines dieser Fotos ausgewählt werden für meine Todes-anzeige und für das Grab.

Fotografie ...

Nicht nur andere, sondern sich selbst von außen sehen!

Doch wie unendlich bedeutsamer ist es, sich von innen zu sehen – die innere Entwicklung je neu wahrzunehmen, sich je neu bewusst zu sein der Art und der Qualität meiner Gedanken, meiner Worte und meiner Handlungen.

Er: Lenke deine Gedanken. Du bist frei dazu. Denn der Sinn des Lebens ist, an sich selbst zu arbeiten, täglich; die letzte Korrektur sei der Tod – die letzte Heiligung, die letzte Selbstverleugnung, die letzte Sühne ...

Apropos »Arbeit an sich selbst«:

Wie ein Markstein ist da eine Erinnerung in mir an meine erste Beichte vor der Erstkommunion: dass der Herr Pfarrer mich noch einmal hinausgeschickt hat aus dem finsternen Beichtstuhl zum Reuegebet, das ich wohl vergessen haben musste.

Oder erforderte meine Beichte eine besondere Reue? Es könnte wohl so gewesen sein, denn ich glaube, dass ich mit großer Selbstüberwindung aufrichtig von einem ersten sexuellen Erlebnis gebeichtet hatte.

Vielleicht war dem Pfarrer mein Bekenntnis peinlich, vielleicht grenzte für ihn die von mir bekannte Verfehlung an den Tatbestand einer schweren Sünde?

»Sechstes Gebot: Ich habe Unkeusches getan ... «

Bis heute ist mir das Wort unkeusch irgendwie peinlich.

Ich habe eine seltsame Aversion gegen dieses Wort.

Ich glaube, viele haben das.

In einem schönen Marienlied – Ave Maria zart – wird von ihrem »keuschen Schoß« gesungen. Diese Zeile zu singen, hatte ich deshalb immer Hemmungen.

Inzwischen kann ich sie singen, aber willentlich, indem ich sie nicht mehr als leise Anklage sexueller Fehler oder Schwächen verstehe, sondern als neidlose Ehrung der Reinheit unserer Frau (Notre Dame) – und das in dem Bewusstsein, dass ich mich in Anbetracht ihrer mütterlichen Güte ohne Not noch weit entfernt sehen darf von ihrer Heiligkeit!

Jahrzehnte später bin ich selbst Beichtvater – meist für ältere Gläubige – und das manchmal auch noch in so einem finsternen Beichtstuhl samt dem Geruch des alten Holzes.

Und so, wie ich es damals gelernt hatte, haben auch sie es gelernt und beichten manchmal vom ersten Gebot angefangen bis zum sechsten Gebot:

»Ich habe ... «

Aber immer neu staune ich über die demütige Offenheit dieser älteren und alten Beichtkinder, die sich nicht scheuen, vor dem Beichtvater – also vor mir! – sich armselig und schwach zu zeigen, bei allem Stand und aller Würde.

Mein Zuspruch ist, dass ich eben diese meine Bewunderung ausspreche und auf das oben genannte fundamentale Wort aus Er und Ich verweise: dass der Sinn des Lebens darin liege, an sich selbst zu arbeiten – immer wieder. Der Tod sei die letzte Korrektur.

Denn gerade im ungeschönten Beschreiben unserer Niedrigkeiten erheben wir uns über unsere »normale« Selbstherrlichkeit und sind hier schon angehende Heilige, indem wir gegen uns selbst urteilen und damit aufdecken, was sich in unserem inneren Haushalt an Verderblichem einnisten wollte.

Anmerkung:

Trotz meiner Abneigung gegen das Wort »Unkeusch« und gegen eine Fixierung der kirchlichen Moralpredigt auf das sechste Gebot will ich hier einen mahnenden Ruf ernst nehmen, der Maria zugeschrieben wird – ein Ruf, der an das Land gerichtet ist, aus dem die Autorin des kleinen Buches stammt, ausdem ich hier zitiere:

Jeanne Louise Ramonet, geboren in einem kleinsten Dörfchen, Kérezinen, in der Bretagne.